

(Nachdruck verboten.)

4)

Proletarier.

(Bilder aus dem Leben der Letzten.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

„Verflirt genug,“ sagte Bauer Lars, als der Knecht zurück kam. „Vielleicht haben wir ihn heute Nacht hier auf dem Hofe, und man weiß nicht, was so einem dreißigen Kerl einfallen kann.“

Am Frühvormittag des folgenden Tages kam der Junge atemlos angestürzt und erzählte, oben im Gerstenstroh sei ein Lager, man könne ganz deutlich erkennen, daß da jemand gelegen hätte.

Es standen einige Schober auf der Koppel hinter dem Hofe. Eines Tages gingen zwei Knechte und furchten den Boden auf. Uncas und die kleine Bella sprangen umher und bissen einander in die Ohren. Plötzlich stand Bella still, alle vier Beine gespreizt und die Ohren steif anliegend und dann heulte sie auf das schrecklichste.

Uncas stürzte herbei, mit gesträubtem Fell und fuhr auf den Schober zu, zog sich aber pfeifend wieder zurück.

Die Knechte gingen dann hin, um zu sehen, was es gäbe, stuyten aber nicht wenig, als sie einen Menschen aus dem Schober vorkrabbeln und wortlos davonrennen sahen, über die Umzäunung und über die Felder. Er glich einem Schafal, wie er an ihnen vorüberflog. Auch was seine Augen und Zähne anbetraf, denn sie hatten den Eindruck, als fletsche er die Zähne, da er sie sah.

Sie musterten das Stroh in der Miete, in dem er gefessen hatte. Einer von ihnen versuchte auch hineinzukriechen und sich zu setzen. Sie suchten sich vorzustellen, wie man an einem solchen Ort eine Nacht zubringen könne.

Drüben bei Kresten Jensen in Vinstrup lag eines Morgens früh ein Landstreicher im Rübenhäuschen. Der Knecht entdeckte ihn und erschrak dermaßen, daß er vor die Tür sprang und rief und schrie, man müsse ihm zu Hülfe eilen. Kresten Jensen kam herbeigeeilt, und dann bewaffneten sie sich, der eine mit einer Mistgabel, der andere mit einem Schaufelgriff und der Sicherheit halber nahmen sie auch den Kleinknecht mit, worauf sie die Tür behutsam ein wenig öffneten. Ja, er war noch da. Er lag oben auf den Rüben, lag so mit ein wenig gespreizten Beinen.

Sie riefen ihm zu, er solle herauskommen, aber er blieb liegen. Sie riefen lauter und schworen, sie würden ihn schlagen, daß er herunterkollern sollte. Aber es rührte ihn nicht.

Da rückten sie vorsichtig gegen den Durschen an, der Kleinknecht zuletzt, mit den Holzpantinen in der Hand. Sie kamen ihm so nahe, das Kresten Jensen ihn mit der Mistforke pieken konnte. Der Mensch war so gut wie tot, klatschnaß und mit Morast bedeckt und so verkommen, daß er nur krampfhaft mit den Lippen zuckte, wenn sie eine Frage an ihn richteten.

Sie schleppten ihn in einen leeren Kuhstall, wo er den Tag über lag und sich von dem warmen Stalldampf wieder beleben ließ.

Aber als sie um die Schlafenszeit hinauskamen, nach ihm zu sehen, war er verschwunden.

Vor mehreren Jahren, erzählte Kresten Jensen, hätten sie einen eben solchen in der Arbeitsscheuer gefunden. Er hätte sich zwischen eine grobe Egge und das Rad eines Arbeitswagens gequetscht. Wäre er nur noch ein paar Zoll tiefer hineingekrabbelt, sagte Kresten Jensen, so wäre er mit dem Gesicht in eine Senfe gefallen, die, mit der Spitze nach oben gekehrt, dort drinnen stand. Aber er hätte sich so festgeklammert, daß sie ihn beinahe nicht wieder hätten herausziehen können.

Nun lag auch der Hof so nahe an der großen Chaussee.

Aber bei dem Nachbar Jörgen Justesen geschah es in einer Nacht, daß der Hausherr etwas spät nach Hause kam. Er zündete sich die Katerne an und machte eine Runde durch das Haus, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Da stieß er draußen im Futtergange auf einen Menschen. Und die Knechte hörten es bis in ihre Kammer hinein, wie alle beide vor

Schreck schrien, wie wenn der wilde Fuchs draußen im Dunkel untersehs mit dem zahmen Hunde zusammenstößt.

Die große Mergelbahnanlage auf Listrup und den Feldern von Åsbøl zog ja auch ein Teil Bagabunden in die Gegend. Aber im übrigen trug man Sorge dafür, daß die in der Gegend ansässigen Leute bei der Vergabung der Arbeit bevorzugt wurden. Die Arbeitsmänner hatten ihren schönen Verdienst bei der Mergelarbeit, aber da sich sämtliche Teilhaber von der Bahn eine erkledliche Preissteigerung ihrer Liegenschaften versprochen, gönnte man ihnen gern diesen Vorstoß auf den allgemeinen Segen.

Wenn man über die Felder hinblühte, konnte man nichts von der Mergelgrube sehen, falls man nicht ganz in ihrer Nähe stand. Aber man konnte des Morgens die Leute über die Felder kommen und hinuntergehen hören.

Es war in den kalten Tagen des März, und morgens war es finster, wenn man verfroren und noch halb verschlafen sich gerade um die Hausecke schleppte, um zu sehen, wie alles stünde, konnte man kaum etwas von ihnen sehen, aber man konnte sie von allen Seiten ringsum kommen hören, wie sie in den eisbedeckten Schnee, in das gestorene Gras, über die steinharten Pflügefurchen traten.

Unten in der Grube hieben sie mit Hacken und stießen mit ihren Schaufeln in den Boden, und wenn der Tag mit Sonne und Schneehuschen und Regen zwischendurch zu tauen begann, dann gab es um sie herum einen Pantisch, daß ihnen die Beine fast steif wurden, so viel sie sie auch schüttelten und aufstampften. Und die vier Riesen, die sich mit den Rippfarren plagten, die Lehm und Schmutz an den haarigen Beinen und unter dem Bauch arg zugerichtet! Das Zeug hing fest!

Gab es bei der Mergelgrube mehr Geld als man mit dem Dreschflegel in der Hand verdienen konnte, so war dieses Geld auch sauer verdient! Man mußte verflucht schufteln, aber wer sich da nun einmal zusammengerissen hatte, der wollte nachher schon bei der Stange bleiben! Das Raden der Rippfarren ging auf Åfford, und gerade die besten Arbeiter waren zur Raxerei mit den Rippfarren herangeholt worden. Das waren Leute, die ihr Teil schaffen konnten. Die Stiefelschäfte krachten, wenn sie die Finger zu einem Griff zusammendrückten, und die Wagenkästen gaben dem wuchtig fallenden Gewicht nach. Sie schufteten, daß es in den Lungen pfiiff, sie rargen wie die Teufel.

Und abends, wenn sie heraufgekrabbelt kamen.

Dann streckten sie ein Paar Arme über den Abhang und gruben mit den Fingern umher, nach einem Grasbüschel und dann standen sie da und zappelten, versuchten sich zu heben. Die Spitzen ihrer Holzschuhe glitten ab und die Knie glitten ab, wenn sie sie gegenstemmten — und endlich gelang es ihnen ja, sich über den Grubenrand zu heben.

Dann schabten sie sich den ärosten Lehm von Bluse und Müschhosen, war er doch zu einem kleinen Teile festgefroren — sie waren ja über den ganzen Körper bedeckt. Und dann mußten sie sehen, nach Hause zu kommen.

„Jå, wer', hol's der Deutvel, so steif,“ sagte Morten Kristian, er ging stampfend den Abhang entlang mit ein paar mit riesengroßen Erdklumpen unter den Holzshohlen.

„Det kann übrijens komisch mit mir werd'n, wenn id' alt bin, denn wer id' steif da wo id' früher mürbe jewesen bin und mürbe, wo id' früher steif jewesen bin.“

„Så, hõ,“ so schwatzen sie, und dann trollten sie sich nach Hause denselben Weg, den sie morgens gekommen waren über die im Halbdunkel liegenden Felder mit ihrem Schnee und Frost und Morast.

Es war übrigens eine schlimme Bande, die Mergelarbeiter, hieß es manchmal. Es schien beinahe, als ob sie immer schlimmer würden, je tiefer sie sich in den sauren Blauton hineinfraßen. Sie sumpften im Branntwein und dominierten da unten, daß der Aufseher vom Morgen bis Abend lange Gliede für sie zusammenkoppeln mußte.

Rohe Hunde waren sie, das stimmte schon. So roh wie das Wetter, das über ihren Köpfen dahinhulte und wie die Arbeit, die ihren Körper abnützte. Und vor allen Dingen so roh wie die Erde, die sie aus den Seiten der Hügelhänge herausstießen.

Die Erde, die in all den Tausenden von Jahren unter dem Rasen gelegen hatte, wie ein fetter und blauer Kern der Kraft und Fruchtbarkeit.

Es war in diesen selben Frosttagen des März, als das Unglück in der Mergelgrube geschah, das den Knaben Vaterlos machte, dessen Schicksal uns hier beschäftigt. Es war nichts Besonderes, das das Unglück bewirkte, es ist kein merkwürdiges Ereignis zu berichten, sondern nur etwas ganz Einfaches.

Auf jedem größeren Arbeitsplatz geschieht dies. Es kann den einen wie den anderen treffen, keiner kann darüber etwas wissen oder nachdenken. Und die Lage vergehen, und es ist, als ob der Gedanke daran gar nicht existierte, aber dann! Dann gelst ein Schrei, und dann weiß man, daß es geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Edmondo de Amicis.

Ohne vorhergehende Krankheit, in voller Kraft hat ihn der Tod geküßt. Nichts hatte auf die Trauernachricht aus Vordighera vorbereitet, die in allen Kreisen des italienischen Volkes mit Schmerz aufgenommen wurde. Edmondo de Amicis ist in Italien populär im besten Sinne des Wortes. Alle haben Gaben aus seinen Händen empfangen. Und wenn die Welt des de Amicis einem Carducci flau erschien, weil dieser über die kleinen Menschen hinweg die großen Dinge sah, die allgemeinen Zusammenhänge und die hohen Ideen, weil ihm der kleine Jammer und die kleine Freude der menschlichen Alltätigkeit zu gering schien, so hat die große Masse der Leser sich gerade darum bei de Amicis heimisch gefühlt, weil er durch die Menschen hindurch, durch ihr trübes und frohes Erleben, sie allgemeine Zusammenhänge und hohe Ideen ahnen ließ. Carducci verweigerte die Menschen nicht, so wie sie waren; de Amicis sah sie so, wie er sie vertragen, wie er sie lieben konnte. Er war von einem sonnigen Optimismus. Nicht, daß ihm das Auge gefehlt hätte für die Schlechtigkeit und Niedrigkeit, aber er hatte ganz besondere Augen für das Gute im Menschen, Seheraugen, wie sie eine Mutter hat, um das Beste und Beste an ihrem Kinde zu entdecken. Jrgendwo fand er es immer, meist in den tiefsten und schlichtesten Gefühlen, die aller Menschen Teil sind, die nur dem innerlich Verkrüppelten fehlen: in der Liebe zur Mutter und zur Heimat, in der ersten jungen Leidenschaft, im kleinen unscheinbaren Opfer, das Liebe oder Mitleid bringen lehren. Das gerade machte ihn seinen Lesern teuer. Er beleuchtete nicht seine Welt mit dem bengalischen Feuer der Phantasie, sondern zog Vordhänge weg, mit dem Verständnis seiner Menschenliebe, um echte, wärmende Sonnenstrahlen einzulassen. Er dichtete den Menschen nicht Gefühle an, sondern zeigte ihnen, was wirklich in ihrem Innern war, vielleicht verborgen, staubbedeckt, unter dem Krümskräms falscher Neußerlichkeiten halb-erdrückt, aber doch nicht tot.

De Amicis war der geborene Erzieher, dessen Blick in alle Falten der Seele dringt, der die zartesten Keime zum Guten entdeckt und an der Sonne seines Vertrauens wachsen läßt. Sein am weitesten verbreitetes Werk „Cuoro“ (Herz) ist ja ein Buch für Kinder. Er hat es für seinen ältesten Knaben geschrieben und es ist wohl kein Kind in Italien, das überhaupt eine Fibel in der Hand gehabt hat und die Schulergebnisse Enricos nicht wenigstens teilweise kannte. Es sind ganz einfache Erlebnisse eines Knaben, der in die Volksschule geht und mit seinen Mitschülern lebt. Manches mag uns sentimental anmuten, die belehrende Tendenz, das Moralisierende scheint oft allzu handgreiflich. Aber die Kinder lieben das Buch wie kein zweites, hocken darüber mit leuchtenden Augen und auch oft mit Augen, in denen die Tränen glänzen und obwohl das Buch Schritt für Schritt vermahnt und auf Fehler aufmerksam macht, empfinden die Kinder die Belehrung nicht, wie bei so manchem Erzieher als einen unartigen Eingriff in ihr Seelenleben oder als langweilige Abschweifungen: sie erscheint ihnen natürlich, wie die Belehrung der Tatsachen selbst und interessant wie diese. Wo ist ein zweites Buch, das dem Kinde, in der kleinsten Münze alltäglicher Erlebnisse, so viele Lehren der Menschenliebe, der Rücksicht, der Duldsamkeit gäbe, ohne langweilig zu sein? Und „Cuoro“ wird verschlungen, wird als das angezogenste Buch von den Kindern gepriesen. In Italien allein sind in 20 Jahren über 400 000 Exemplare verkauft worden und das Buch ist in 93 verschiedene Sprachen übersetzt worden, sogar ins Kroatische, ins Griechische und neuerdings ins Chinesische, Japanische und Arabische.

Und dieselbe warme Menschlichkeit, in der de Amicis' Erziehergenie wurzelte, hat ihn auch in unsere Reihen, hat ihn zum Sozialismus und zur Partei geführt. Im Jahre 1891 ist der damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende Schriftsteller offiziell der Partei beigetreten und hat sich in die Sektion von Turin eintragen lassen, der er bis zu seinem Ende angehörte. Noch vor kurzem hat de Amicis eine bedeutende Summe für unser Turiner Parteiblatt gegeben. Auch Parteikandidat war er, als nach den Maiaufständen von 1898 die schwärzeste Reaktion auf Italien lastete, als Turati und Anna Kuliscioff und Hunderte der Unseren im Gefängnis

waren. Zum politischen Leben nicht geschaffen, hat er in der Folge sein Mandat niedergelegt.

Wohl war er Gefühlssozialist, aber nicht im Sinne jener Mitläufer, die den Sozialismus für Sache aller Menschen guten Willens halten, für eine rosige Weltanschauung, die einen über die Misere von heute wegtäuscht durch ein Bild zukünftiger Harmonien. De Amicis war es bitter ernst um seinen Sozialismus, und er war zu ihm gekommen durch zwingende innere Notwendigkeit. Seine tiefe Fähigkeit des Mitempfindens, seine ungeheure Verwundbarkeit durch fremdes Leid hat für de Amicis die Not der Armut zu einem fürchtbaren Problem gemacht. Wie konnte sich der Optimismus seiner Natur, wie sein Glaube an die Menschheit mit diesem Problem auseinandersetzen? Am Abend vorbeizusehen war ihm durch seine Beobachternatur unmöglich gemacht, um sich selbst zu belügen, war er zu ehrlich. Glauben an ein Jenseits, das das Unrecht sühnte, fehlte ihm. Wenn er, der Lebens- und Menschheitsfrohe, nicht an Leben und Menschheit irre werden sollte, so mußte er auf dieser Erde die Werkzeuge finden, um der Not der arbeitenden Klassen ein Ende zu setzen. Und sein klarer Verstand und seine intellektuelle Ehrlichkeit ließen ihn diese Werkzeuge nur in der sozialistischen Arbeiterbewegung finden.

De Amicis hat auch keinen geringen Preis für seinen Sozialismus gezahlt. Trug doch sein Uebertritt in die Partei ihm den Unfrieden in die Familie und brachte ihm damit schweren Kummer. Turati hat in seinen Gedächtnisworten vor dem Parlament dankbar de Amicis' Gedacht und daran erinnert, wie der Verstorbene seine ungeheure Schwächernheit besiegte, um vor dem Kriegsgericht, das Turati und seine Mitangeklagten wegen Beteiligung an dem Mailänder Aufstande zu langjährigen Kerkerstrafen verurteilte, für den Freund und für die Sache Zeugnis abzulegen. Und nach der Aussage, in der er von der hohen Kulturaufgabe des Sozialismus gesprochen hatte, ließ sich der Zeuge zu den Angeklagten führen und drückte jedem die Hand.

Als Schriftsteller war de Amicis sehr fruchtbar. Arbeit, regelmäßige systematische Arbeit war ihm Lebenselement. Im Jahre 1868, als 32-jähriger Offizier, veröffentlichte er sein Erstlingswerk „Soldatenleben“, in dem der doppelte Optimismus seines Temperaments und seiner Jugend das Leben des Lagers und der Kaserne rosig verklärt. Dies Buch — eine Novellenansammlung — gefiel ungemein und hat bis heute 58 Auflagen erlebt. Es folgten die „Erinnerungen von 1870/71“ und dann, nach seinem Austritt aus dem Heere, Jahr auf Jahr, Reisebriefe aus London, Spanien, Marokko, Konstantinopel, Holland und Paris. Dazwischen erschien ein Band Novellen und ein Band Gedichte, dann 1881 die „Literarischen Porträts“ und 1886 „Cuoro“. Seitdem ist fast jedes Jahr ein Buch erschienen, zuletzt vor wenigen Monaten das „Reich der Liebe“, und der Unermüdete schrieb an neuen Novellen, als der Tod das Wort „Ende“ unter sein arbeitsreiches Leben setzte.

Was von de Amicis Werken ihn überleben und Eigentum kommenden Geschlechtern werden wird, das wollen wir uns nicht zu entscheiden vermessen. Wir glauben, daß sich die Jugend auch noch in ferner Zukunft an seiner Erzählerkunst erfreuen werde, an seiner sonnigen Güte wärmen. Denn die Gefühlswelt, in der sich de Amicis Novellen bewegen, veraltet nicht. Die Menschen altern und werden ihr dadurch fremd, aber neue Geschlechter kommen herauf und jedem jungen Menschen hat der Verstorbene viel, sehr viel, zu geben.

Große Kraft der Gestaltung hatte de Amicis nicht. Er hat sich auch nie am Drama und am Roman versucht. Seinem Talent lag die Novelle, die Skizze, die Eindrucksliteratur der Reisebeschreibung näher. Er war ein „Anempfänger“ und liebevoller Beobachter, der sich mehr seinem Gegenstande hingab als ihn beherrschte. Dem Stil gebrach es manchmal an Kraft wie an Reinheit. Er war geschmeidig und lebhaft, reich an Bildern und frei von Kunstfelei. Wie viel Selbstkritik der Stilistiker in de Amicis geübt, wie viel er an sich gearbeitet hat, das zeigt ein vergleichender Blick auf den Stil der ersten und der letzten Werke: ein unverkennbarer Wille zur Einfachheit, zur Durchsichtigkeit setzt sich gegen den sprudelnden Ueberreichtum der jugendlichen Prosa durch.

In der Riviera, wo er geboren wurde, ist de Amicis gestorben, eben 62 Jahre alt. Der Tod und das Leben haben ihm viel genommen, so daß von seiner Familie nur ein einziger Sohn an dem Grabe trauert. Aber neben ihm stehen die Hunderte, die den Gütigen persönlich kannten, stehen die Hunderttausende, die seine Güte durch seine Werke fühlten und genossen, neben ihm steht die Partei, in deren Reihen er marschierte. Alle haben Ursache zu tiefer Trauer: ein väterlicher Freund und Berater, ein Menschheitsgläubiger ist in ihm gestorben. Und er war uns Genosse und hat im Sozialismus das höchste Ideal erkannt und angestrebt.

Reis.*)

Der Reis (*Oryza sativa* L.) ist eine der ältesten Kulturpflanzen; in China wird er seit 5000 Jahren gepflegt und spielt dort, ein Zeichen seiner Wertschätzung, eine wichtige Rolle bei

*) Wir entnehmen diese Schilderungen Dr. Fr. Toblers Kolonialbotanik, die in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ bei W. G. Teubner erschienen ist. (Preis geb. 1,25 M.)

religiösen Zeremonien. Unter einigen, besonders geschätzten Nährpflanzen, die im Ritus des chinesischen Gottesdienstes ausgefüttert werden, befand sich der Reis an erster Stelle: ihn säte der Kaiser selbst. Aber auch in Indien und auf den Sundainseln war alte Kultur von Reis. Von dort wurde auch dem Abendland die erste Kunde von der Pflanze. Als im Sommer des Jahres 326 vor Christus die Griechen unter Alexander dem Großen in das Peshchab eindrangen, da bot sich ihnen der ganz ungewohnte Anblick der tropischen Sommerkulturen: große Hirsearten und der im Wasser stehende Reis. Im Gegensatz zu den ihnen als Zerealien bisher allein bekannten Weizengräsern sahen die Griechen hier ein Rispengras, sie wurden erinnert an ihnen vertraute lockere Hirseforten und an den Spelt. Das letztere besonders, als sie das Enthüllen des Reises ansahen, das in der Tat an die Behandlung der Speltfrucht erinnert. Die Berichte der Gelehrten des Alexanderzuges haben aber auch das Eigentümliche der Reiskultur, den Anbau im Wasser als beachtenswert und originell hervor.

Schon vor den Zeiten der Römer erschien der Reis als Handelsartikel im Westen, wenn auch vorerst mehr bei den Ärzten als ein Schleimmittel. Nach Spanien brachten die Araber im 8. Jahrhundert den Reis, legten dort auch kunstvolle Kulturen an, nach dem Muster der früher von ihnen im Nildelta gebauten. Von Spanien gelangte der Reisbau nach Italien, wo er so ausgedehnt war im 16. und 17. Jahrhundert, daß die nötige starke Bewässerung der Felder für die Bevölkerung der Gebiete die schlimmsten Folgen in Gestalt von Fiebern hatte. Aus diesem Grunde ging die Kultur (z. T. auf gesetzliche Bestimmung hin) bedeutend zurück, und nur verumpfte Distrikte (wie z. T. in der Lombardei) deuten auf den früheren Umfang des Anbaues hin. Seit 1710 führte man den Reis auch nach Amerika. Zuerst und bleibend setzte sich die Kultur in Karolina fest, später gelangte sie nach Mexiko, Brasilien und Paraguay. Wann Afrika den Reiskbau begann, steht dahin, in Zentralafrika scheint er altbekannt, auch gibt es dort eine wilde Form der Pflanze.

Die Ursprungspflanze der Reiskultur ist das große Gras *Oryza sativa* L., die ihre Heimat im tropischen Asien und Australien hat, jene wildwachsende in Afrika (*Oryza punctata*) soll nach Hädel auch nur eine wilde Varietät sein. *Oryza sativa* erreicht eine Höhe von 1—1,5 Meter, besitzt hohle Stengelglieder im Gegensatz zu andern tropischen Getreidearten. Der Palm ist völlig kahl, an der Basis der schilfartigen Blätter ist das sogenannte Blatthäutchen (dem Stempel anliegend) lang zugespitzt und farblos entwidelt, an den oberen Blättern zeigt es braune Streifung. Die Blattspitze wird etwa 2 Zentimeter breit, 25—30 Zentimeter lang. Der Blütenstand ist ein aus Wehrchen zusammengesetztes Rispe, jedes Wehrchen (am einzelnen Stiele kenntlich) enthält hier nur eine Blüte von flach gedrückter Gestalt. Die Fruchtspitze ist locker und stark überhängend, sehr charakteristisch; die Einzelfrucht zeigt länglich eiförmige, seitlich zusammengedrückte Form und bleibt von den trocknen Hüllen der Blüte (den Spelzen) umschlossen.

Die Reiskultur hat außerordentlich hohen Nährwert und, da sie trotzdem keine erhitende Wirkung hat, so besitzt sie besonderen Wert als Nahrungsmittel bei tropischen Krankheiten der Verdauungsorgane (Ruhranfällen), in denen sie als Reisschleim verabreicht wird. Da der Gehalt an Eiweiß (Weber) ziemlich gering ist im Vergleich mit anderen Getreidesorten (8 Proz.), so ist der Reiskorn nicht zum Verpacken als Brot geeignet, wohl aber dient er, in Würung versetzt, um des Jodgehaltes willen, zur Alkoholverbereitung (Rumsfabrikation), und unter Mitwirkung einer Gefeart bereitet man in Ostasien ein alkoholisches Getränk („Sake“ Reiskorn) daraus. Der ungeschälte Reis (*Raddh*) wird zumeist in Mühlen geschält und so der feingeschälte „Brah“ gewonnen. Dieser wird dann noch poliert und gereinigt, unter Umständen auch mit Indigo gebläut, um weisse Farbe zu bekommen. Vielfach kommt aber auch gleich gemahlener Reis auf den Markt (Reismehl), der (aus bloßen Stärkelösern in feinsten Zerkleinerung) zum Backen verwendet wird. Das vor dem Schälten entfernte Stroh wird gleichfalls vielfach verwertet, es dient zur Papierfabrikation (Reispapier) und Flechterei. Die beim Schälten des *Raddh* gewonnene Kleie ist besonders reich an Eiweiß (10 Proz.) und liefert ein vielerorts gesuchtes Viehfutter.

Vor allem aber ist die Reiskultur (d. h. die weissen geschälten Körner) ein zwar in Europa weniger unentbehrliches, aber in Asien so einzig in seinem Wert dastehendes Produkt, daß, dort wenigstens, der Reis als die Hauptnährpflanze erscheint. Insgesamt genommen ist übrigens auch der Ertrag der Reispflanze 60—70mal so groß als der von Gerste oder Hafer. Während für den Konsum in Europa durchschnittlich jährlich 500 Mill. Kilogramm Reis eingeführt wurden, gibt es in Asien und Afrika zirkulär 700—800 Mill. Menschen, die fast völlig von Reis leben. Und die jährliche Ernte des Landes, das den Reiskbau am intensivsten zeigt, Javas, betrug 1903 4886 Millionen Kilogramm. Dabei bestand dort zur gleichen Zeit ein Import von 66 Millionen und ein Export von 36 Millionen Kilogramm, ein Ausgleich, der auf Rechnung verschiedener Sorten zu setzen ist, gute zur Ausfuhr und billige zum Import.

Die indische Reiskultur auf dem Festlande zeigt im Augenblick einen Rückgang, neben der gleichmäßig hohen der Sundainseln ist die japanische in stetem Steigen begriffen (auch trotz des Ausfalles 1905). Große Fortschritte zeigen neuerdings auch Nordamerika (Karolina, Mississippi), Zentralamerika, Westindien, Süd-

amerika (Brasilien, Uruguay). Nordamerika mit beträchtlichem Konsum hat heutzutage kaum noch Import von Reis. Gleichbleibend mäßigen Bau treiben einige Mittelmeerländer (Ägypten, Spanien, Griechenland). Für Afrika werden neuerdings in den Fluszniederungen als sehr geeigneten Getreiden Kulturen mit Großbetrieb ins Auge gefaßt. Im kleinen Maßstabe ist der Reiskbau aber dort weit älter als die Kolonisation.

An allen Orten gibt es verschiedene Rassen: so z. B. in Südindien, wo das Museum in Kallutta nicht weniger als 1000 Proben verschiedener Sorten aufbewahrt. Mit einer Folge der alten und neuen Kultur ist die Degeneration, insolge deren die Rassen unter Umständen an Quantität wie an Qualität gleichermaßen abnehmen. Bisweilen bedarf es in einem Gebiete dann der Einführung neuer Sorten. So stand kürzlich (1905) in Brasilien die Mehrzahl der Reispflanzen vor dieser Schwierigkeit, und es wurde der Regierung der Vorschlag zur Einführung neuer Kulturvarietäten von auswärts unterbreitet.

Einen großen Vorteil hat die Reiskultur von jeher: *Oryza sativa* verlangt sumpfigen Boden, d. h. sie ist kultivierbar da, wo sonst keine Nutzpflanze, vor allem kein Getreide gedeihen kann. Günstig für die Kultur ist ferner hohe und langandauernde Wärme, denn die Zeit von Aussaat bis Reife beträgt vier bis fünf Monate. Gegenden mit vier Monaten gleichmäßig hoher Temperatur (wie die Mittelmeerländer, die Ueberflutungsgebiete Ägyptens) bilden demnach die äußerste Grenze und stärkere klimatische Schwankungen vermögen dort die gesamte Ernte zu gefährden.

Schon oben wurde Java als bedeutender Reisproduzent erwähnt. Java ist das Land der Reiskultur. Die Schilderung dortiger Verhältnisse mag darum besser als Einzeldaten die Kulturangaben ersetzen.

Selten wird in Java der Reis ohne künstliche Bewässerung der Felder gebaut (sog. Trockenreis), meist vielmehr als Wasserreis. Durch die für dessen Kultur nötigen Anlagen (Terrassierungen) bekommt die gesamte Landschaft ihren eigentümlichen Charakter. Wesentliche Bedingung bei der Wasserkultur ist ein wechselweise mögliches Unterwasserlegen und Trockenlegen. Hierzu dienen Terrassenanlagen, die in den Gebirgsgegenden geringer an Ausdehnung und höher, in der Ebene größer an Fläche und niedriger angelegt werden. Das Wasser wird dann so geleitet, daß es von einer Stauanlage über die Stufen herabrieselt (Schleusen werden wohl auch durch Bambusgeflecht und Steine ersetzt). Für einzelne Landesteile sind unter den Besitzern der unter- oder übereinander liegenden Felder die Gerechtigkeiten nach altem Herkommen geordnet (japanisches Wasserrecht); für jeden Besitzer und jedes Feld ist so die Zeit der Bestellung vorgegeben. Durchschnittlich liegt in Mitteljava die Aussaatzeit im Oktober, in Ostjava im Dezember, in Westjava gibt es viel Regen und daher keine, auch nur annähernd regelmäßig wiederkehrende Aussaatzeit. Dort werden unter Umständen von einem Felde im Jahre zweimal Reiskulturen geerntet. An anderen Orten wieder finden sich Zwischenkulturen für die trockneren Zeiten: Erdnüsse, Wollweide, Sojabohnen und Bataten.

Der Boden für die Reiskulturen ist am besten lehmig, in Sandboden versinkt die Pflanze und in tonigen bringen die Wurzeln erfahrungsgemäß schwer ein. Düngung findet sich selten, wo die Verrieselung üblich ist, nur auf der Hochebene (Wandong) gebraucht man Stalldung auf den Feldern. Die Malaien pflegen den Boden nach zu bearbeiten; die Erfahrungen auf den Verjüngungsfeldern der Regierung haben aber gezeigt, daß es besser ist, den Boden in relativ trockenem Zustande der Hauptbearbeitung zu unterziehen, ihn dann unter Wasser zu setzen und nur das letzte Eggen auf dem durchnähten Erdreich vorzunehmen. Auf dem zähen, großklumpigen Boden ist in jedem Falle die Durcharbeitung eine der schwersten körperlichen Arbeiten. Bei einiger Größe und härterem Boden werden deshalb die Pflüge mit dem javanischen Ochsen (Kerbau) bespannt, und dieser Kerbau wird den Javanen unentbehrlich. „Er ist“, wie Multatuli, der Kenner Javas, der Kolonialbeamte und Menschenfreund in einer seiner ergreifenden Schilderungen, sagt, „der unentbehrliche Genosse des Reiskbauers in Java, sein Tod oder sein Vergehen sind mit Mangel an Reis gleichbedeutend.“

Die Aussaat der Reispflanzen erfolgt auf Saatbeeten. Zum Saatbeet wird ein kleines abgegrenztes Stück des Feldes bestimmt. Hier wird der Boden zunächst bei handhohem Wasserstand so fein wie möglich zerklüftet. In den Morast legt man ganze Fruchtstände des Reises, nach neueren Erfahrungen aber besser einzelne Körner aus dem Mittelteil der Ähre, da sonst oft nicht ausgereifte dazwischen sind. Nach fünf bis sechs Wochen sind die jungen Pflänzchen zum Verpflanzen geeignet. Durch Frauen und Kinder, die in langen Reihen die Furchen des Feldes rückwärts abschreiten, werden die Sechlinge zu drei und vier Stück zusammen in das Wasser und den weichen Boden gepreßt. Schon nach einigen Wochen erscheinen die Rispen und nach kurzer Blüte die Früchte.

Das Korn (dessen einzelne Ähre 40, 60, ja selbst 100 Körner enthalten kann) steht aufrecht, trotzdem die Halme ebenso dünn sind wie die unseres Getreides und die Rispen schwerer, zudem der Regen heftiger ist als in Europa. Aber die Halme sind viel fester gebaut, die Ähren hängen lockerer und bieten so weniger Widerstand. Ein „Lagern“ des Kornes tritt deshalb seltener ein

als bei unserem Getreide. In der Reifeperiode stellen sich auch die Feinde der Frucht ein: Reiskinken fallen in Scharen in die Felder und picken Körner heraus. Man vertreibt deshalb die Felder mit einem Wachtbüschel und von da an Stangen ausgehend und in Bewegung zu lebenden Fäden, die von dem Wächter, meist einem Knaben, regiert, die Vögel verschrecken. Andere Feinde der Pflanzen, im Wasser lebende Nematoden (Würmer) befallen die Wurzeln und sind schwer zu vernichten. Bei der Ernte wird, wiederum von im Wasser schreitenden Arbeitern, jeder Stalm einzeln gefalpt, die Halme zu Bündeln gebunden und diese zu stehenden Garben vereinigt. Nur der geringe Arbeitslohn der Japaner (40 Pf. pro Tag) ermöglicht solche mühevollen Behandlung.

Auch das Verarbeiten: Enthüllen (Reismühlen aus gehöhlten Bambusstämmen), Polieren (dazu ein primitiver Apparat in Kugelform mit einem Stück glatten Felles) und das bisweilen mit Indigo vorgenommene Bläuen ist Arbeit jedes Japaner, der Reis baut.

Eine Schilderung des engen Zusammenhangs, den das Leben der Japaner mit dem Reisbau hat, möge diese Kulturangaben beschließen. Auch sie stammt aus der Feder des Holländers Eduard Douwes Dekker (als Schriftsteller Multatuli, † 1887), der so mutig als Beamter auf Java für die unterdrückten Eingeborenen eintrat:

„Der Japane ist von Natur Landbauer. Der Grund und Boden, auf dem er geboren ist, der viel verspricht für wenig Arbeit, lockt ihn dazu, und vor allem widmet er sich mit Herz und Seele der Bewandung seiner Reisfelder, worinnen er denn auch sehr geschickt ist. Er wächst auf inmitten seiner Reisfelder aller Art, er begleitet seinen Vater bereits in sehr jungen Jahren aufs Feld, wo er ihm mit Pflug und Spaten behülflich ist, und an den Dämmen und Wasserleitungen zur Bewässerung der Acker. Er zählt seine Jahre nach Ernten, er rechnet die Jahreszeit nach der Farbe seiner im Felde stehenden Halme; er fühlt sich zu Hause bei den Gesellen, die ihm den Rasi schneiden; er sucht seine Frau unter den Mädchen des Dorfes, die abends unter frohen Gesängen den Reis stampfen, um ihn zu enthüllen; der Besitz von ein paar Büffeln, die seinen Pflug ziehen sollen, ist das Ideal, das ihn anlacht; — der Reisbau ist für den Japaner, was in den Rheingegenden in Südfrankreich die Weinlese ist.“ — Neuerdings hat Professor Treub, der Leiter des Württembergischen botanischen Gartens, in vollem Verständnis für die Bedeutung der Reiskultur und in Berücksichtigung der steten Volksvermehrung eine Station eingerichtet, deren spezielle Aufgabe es ist, den Reisbau zu fördern, seine Kultur experimentell zu prüfen und zu heben. Dazu gehören an verschiedenen Orten des Landes Versuchsfelder, die auch geeignet sein sollen, auf die Eingeborenen durch Vorführung bewährter Methoden der Beackerung und Bewandung belehrend zu wirken.

Kleines Feuilleton.

Kunstgewerbe.

Eine interessante Ausstellung ist im Lesesaal der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums bei freiem Eintritt zu besichtigen: die buchgewerblichen Arbeiten von C. R. Weiß, der seit einiger Zeit am Museum unterrichtet.

Die Ausstellung ist eine sehr reichhaltige und gibt einen vollkommenen Ueberblick über das buchgewerbliche Schaffen von Weiß. Wir sehen die farbigen Umschläge zu Büchern, bei denen die Wahl der Nuancen auffällt. Sie ist immer geschmackvoll, sie liebt das Kräftige. Ein grelles Gelb, ein helles Grün, aber wahrhaft auch im Gebrochenen die matte Feinheit bestimmend (wie tiefes Graurot zum Weiß). Dieses Farbiges herrscht denn auch vor und nur wenig ist die Typie betont, die sich sachgemäß einfügt.

Dieses Diskrete macht sich auch wohlthuend auf den Inwentiteln bemerkbar, die immer eine vornehme Eleganz in der Linienführung der Typen wahren. In der Antiqua die Zurückhaltung, der Linienreiz antiker Inschriften. In der Fraktur derbere Wirkung. Immer aber in der Raumverteilung, in dem Wesentlichen des Wechsels von Schwarz und Weiß die Wirkung anstrebend. Und fein ist oft auch hier die Farbe mitbenutzt.

Zuweilen ist dem Titel abschließend eine Bignette angefügt, die, sich nach unten verjüngend, den Titel gleichsam trägt. In reicher Anzahl sind diese Bignetten, Abklüffe, Mandelstein ausgestellt. Wandverklüffungen, die an nordische Ornamentik erinnern. Schlupfklüffe, in der Art von Kapitälchen. Eine gewisse Freiheit macht sich bemerkbar im Vermeiden der abschließenden Kontur. In sich ist diese Ornamentik geschlossen, ohne in ein Viereck, oder einen Kreis sich scharf einzupassen. Die Linien selbst bilden das Ornament. Das Freie dieser Linienführung wirkt ganz eigen. Weiß hat in dieser Beziehung seinen besonderen Ausdruck gefunden. Die Verheit der Linien wirkt sehr wohlthuend; sie erinnert an alte, deutsche Drude. Die Reckheit, mit der die Natur, in Blumen, Vögeln, stilisiert verwandt wird, erweckt die Vorstellung primitiver, sachlicher Frühkunst. In der Vermeidung des konventionellen, auch des Modischen, in der Prägung einer eigenen ornamentalen Sprache hat Weiß hier sein Bestes geleistet. Etwas

Deutsches, Aneigenes ist in diesen berben, sprechenden Linien. Charakter im Formalen!

Und wenn, wie in manchen Prachtstücken, die Farbe zu dieser Linie hinzulommt, die einfache Farbe, die sich in ungebrochenen Flächen, in fatten, tiefen Nuancen den Linien einfügt, so kommt oft die Glut der alten Glasfenster, die Schönheit der alten Illuminierungs- und Miniaturkünste in durchaus moderner Art zustande, und man begreift, wie es Weiß hier gelungen ist, in der Herbheit der Linien, der Sprödigkeit der Farben etwas zu schaffen, das seine beste Kraft aus den primitiven und doch so vorbildlichen Werken der Alten saugt.

Man fühlt, wie die Primitivität der Frühen und die dekorative Art der gereifteren Völker im Prinzip sich annähern und Anfang und Ende sich wiederholen; eine interessante Stilerfahrung, die uns jetzt begreiflich erscheint, da wir die praktischen Belege dafür haben.

o. s.

Astronomisches.

Das Verschwinden der Saturnringe. Der Saturn ist durch den Besitz seiner berühmten Ringe der merkwürdigste unter den Planeten. Je nach der Stellung, die er mit Beziehung zu dem jeweiligen Orte der Erde einnimmt, kann seine Erscheinung eine sehr verschiedene sein. Bald umgeben die Ringe, wenn der Saturn uns fast seinen Pol zulehrt, wie ein breites Band die Planetenkugel, bald werden sie zu einem schmalen Streifen, wenn das Auge des Erdbewohners auf die Gegend des Äquators des Saturn gerichtet ist. Wenn dieser zweite Fall mit Vollkommenheit eintritt, so verschwinden die Ringe völlig, da sie dann der Erde nur ihren äußeren Rand zulehren, der selbst für größere Fernrohre wegen der sehr geringen Dike der Ringe nicht bemerkbar ist. Ein solches vorübergehendes Verschwinden der Saturnringe ist während der letzten Monate wieder einmal zu beobachten gewesen und hat die Aufmerksamkeit der Astronomen in hohem Grade auf sich gelenkt. So weit die Geschichte der Astronomie zurückreicht, ist die gleiche Erscheinung bisher nur fünfmal beobachtet worden, und zwar zum erstenmal im Jahre 1789 durch William Herschel, der einen ausführlichen Bericht darüber hinterlassen hat. Er glaubte mit einem sehr scharfen Fernrohr gewisse Knoten oder Verdickungen in oder auf dem Rande des Ringes zu sehen, die aber von den meisten späteren Beobachtern nicht wahrgenommen wurden. Herschel hatte sogar die Ansicht gewonnen, daß sich einer dieser Knoten von dem Ring ablöste, und er hielt ihn und ähnliche Erscheinungen daher sämtlich für Monde, die den Planeten umkreisen. Die Verbesserungen, die den Fernrohren in der neuesten Zeit zuteil geworden sind, haben eine wichtige und interessante Gelegenheit gegeben, diese Aussagen von Herschel nachzuprüfen. Als sicher ist zunächst die Tatsache zu bezeichnen, daß ein völliges Verschwinden der Ringe für die größten Fernrohre nicht mehr besteht, obgleich es theoretisch eintreten müßte. Mit dem Riesenteleskop der Lick-Sternwarte zum Beispiel sind die Ringe auch in dieser Stellung des Planeten, die diesmal vom 3. Oktober 1907 bis zum 6. Januar 1908 gedauert hat, als eine ganz dünne, einem leuchtenden Draht vergleichbare Linie zu erkennen gewesen. Diese Linie ist aber nicht, wie man hätte erwarten sollen, eine einfache Gerade gewesen, sondern hat einen ziemlich unregelmäßigen Verlauf und eine ungleiche Helligkeit gezeigt. Dadurch dürften die Angaben des genialen Herschel wieder zu Ehren gebracht werden. Die amerikanischen Astronomen, die über besonders kräftige Fernrohre verfügen, leugnen das Vorhandensein der von Herschel zuerst gesehenen Knoten überhaupt nicht mehr. Besonders hervorzuheben ist der Bericht, den Professor Barnard, der als einer der feinsten astronomischen Beobachter der Gegenwart geschätzt wird, an die Amerikanische Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften über das Verschwinden der Saturnringe erstattet hat. In dem Bierzigzöller der Yerkes-Sternwarte, dem größten Fernrohr der Welt, war der ganze Ring des Saturn in den Monaten Juli, Oktober und November vorigen Jahres deutlich sichtbar, obgleich er zu dieser Zeit kein direktes Sonnenlicht empfing. Am 2. Juli wurden außerdem zwei leuchtende Verdickungen an dem Rande des Ringes bemerkt, die nach der Lage der Verhältnisse als selbstleuchtend hätten angenommen werden müssen, wenn nicht eine solche Vermutung mit der wahrscheinlichen Beschaffenheit des Planeten in Widerspruch stände. Zur Erklärung bleibt nur die Möglichkeit, daß die Ringe, wie man schon früher aus anderen Gründen gefolgert hatte, keine geschlossene Masse darstellen, sondern aus einzelnen Teilchen bestehen, durch die das von der Planetenoberfläche zurückgeworfene Sonnenlicht gleichsam hindurchsifert. Nach überaus feinen Messungen hat Barnard geschlossen, daß diese Verdickungen nicht dem äußeren, sondern dem inneren und helleren Ring angehören, der infolge größerer Dichte stärker leuchtend erscheint. Im übrigen betrachtet Barnard diese helleren Stellen nicht als eigentliche Knoten, sondern meint, daß der Ring eben doch nicht ganz genau seinen äußeren Rand der Erde zugewendet hat und vielmehr ein Teil seiner Fläche sichtbar gewesen ist. Wunderbar und ganz unerklärlich bleibt dagegen die Tatsache, daß derselbe Astronom mit dem gleichfalls riesenhaften Fernrohr der Lick-Sternwarte Ende Oktober keine Spur von den Ringen hat erblicken können, obgleich ihr Schatten sich als deutliche Linie auf der Planetenkugel abzeichnet.